

Vom Arztbesuch zum brennenden Cello

Max Kirschner, einst vertrieben, ist nie mehr nach Frankfurt zurückgekehrt. Sein Sohn und seine Enkelin dagegen haben hier Freunde gefunden.

Von Hans Riebsamen

Mit einem Straßenschild hat sich der Kreis geschlossen. Max-Kirschner-Weg steht auf diesem Schild. Es bezeichnet keine Allee, sondern nur eine kleine Nebenstraße in Heddernheim, welche die bisherigen Sackgassen-Enden der Hedderheimer Landstraße und der Ludwig-Reinheimer-Straße verbindet. Mit der Benennung nach Max Kirschner hat Frankfurt symbolisch einen Arzt in die Stadt zurückgeholt, der Frankfurt einst als Verfolgter hatte verlassen müssen.

Eine Abszess auf dem Brustkorb seines Sohnes Fred Kirschner hat dem verstorbenen Max Kirschner die Heimkehr zumindest in Frankfurts öffentliches Gedächtnis verschafft. Wegen dieses Abszesses begab sich Fred Kirschner, damals gerade auf Einladung des Magistrats als ehemaliger, von den Nazis aus der Stadt vertriebener Frankfurter in seiner früheren Heimatstadt weiland, in die Behandlung des Chirurgen Bernd Hontschik.

„Mein Vater war auch Arzt, hier in Frankfurt“, erzählte der damals fast 80 Jahre alte Patient aus Amerika dem Chirurgen. Aus dem fast beiläufig dahergesagten Satz ist eine große Freundschaft erwachsen. Hontschik, der Fred Kirschner den Abszess herauschnitt, kam während der nachfolgenden Verbandswechsel jeden Tag ein wenig mehr mit seinem Patienten ins Gespräch. Erst auf Englisch, dann auf Englisch mit deutschen Einsprengseln, auf einmal nur noch auf Deutsch. Hier in Frankfurt, hier in der Praxis des Chirurgen kamen dem Besucher aus Amerika seine Kindheit und Jugend in Frankfurt wieder ins Bewusstsein.

Die schlimmste davon war jene an die Festhalle, wo Fred Kirschner zusammen mit seinem Vater und einigen hundert anderen Juden nach der „Kristallnacht“ zusammengetrieben worden war, um nach Buchenwald abtransportiert zu werden. Der Vater ist dann aus einem seltsamen Grund aus dem Konzentrationslager bei Weimar wieder entlassen worden. Man brauchte in Frankfurt einen jüdischen Arzt für die der Bürgerrechte beraubten Juden, denn die durften ja nicht mehr von



Verbunden: Fred und Max Kirschner (links) sowie Cellist Frank Wolff (rechts)

„arischen“ Ärzten behandelt werden. Vater Max Kirschner wurde unter den Mediziner-Häftlingen ausgewählt, weil er sich im Ersten Weltkrieg das Eiserne Kreuz verdient hatte. Sein Schicksal und das seiner Familie endete aber nicht in Auschwitz oder einem der anderen Todeslager. Die Kirschners konnten im letzten Augenblick nach Amerika entkommen. Dort hat Max Kirschner seine medizinischen Prüfungen wiederholt und sich eine Existenz als Arzt aufgebaut.

Seit jenem Abszess und den damit verbundenen Gesprächen über den Lebensweg der Familie Kirschner waren Fred Kirschner und der Chirurg Bernd Hontschik Freunde. Auch ihre Familien haben sich angefreundet. Einmal hat der mittlerweile ebenfalls verstorbene Fred Kirschner in seiner Garage in San Rafael in Kalifornien einen Pappkarton hervorgezogen und ihn Hontschik gezeigt. Er enthielt ein verblichenes Manuskript, die selbstverfassten Lebenserinnerungen des Max Kirschner. Hontschik hat sein damaliges Versprechen gehalten, für eine Veröffentlichung zu sorgen. Unter dem Titel „Weinen hat seine Zeit und Lachen hat seine Zeit“ ist Max Kirschners Bericht über sein Leben 2004 im Jüdischen Verlag erschienen. Hontschik hat auch

dafür gesorgt, dass der Verbindungsweg zwischen zwei Sackgassen in Heddernheim nach Max Kirschner benannt wurde.

Dieser Kreis hat sich geschlossen. Doch längst haben sich Nebenkreise gebildet. Als am 11. September 2008 im Beisein von mehr als zehn Nachkommen von Max Kirschner das Straßenschild symbolisch enthüllt wurde, spielte der Frankfurter Cellist Frank Wolff auf. Nachdem er seinen speziellen Mix aus deutscher und amerikanischen Nationalhymne vorgetragen hatte, sprach ihn aus der Schar der amerikanischen Gäste eine Frau an. „Hi, ich bin Judy, die Enkelin.“ Sie betreibe bei San Francisco ein Tonstudio, in dem schon Grammy-Titel aufgenommen worden seien. Ober nicht mal mit seinem Cello rüberfliegen und bei ihr ein paar Aufnahmen machen wolle. Er sei herzlich eingeladen.

Im Herbst ist Wolff bei der Enkelin und ihrem Mann in Petaluma eingetroffen. Ein Cello hat er sich bei einem in dieser kalifornischen Kleinstadt ansässigen Instrumentenbauer geliehen. Die Aufnahmen seien geradezu mühelos gelungen, erzählt der Frankfurter Cellist. „Burning Cello“ heißt eines seiner drei dort eingespielten Stücke. Es spielt auf die



Fotos Jüdisches Museum Berlin, Marcus Kaufhold

brennende Gitarre an, mit der einst Jimi Hendrix, einer von Wolffs musikalischen Göttern, Aufsehen erregt hat. Später auf seiner Reise hat Wolff denn auch im Hendrix-Museum in Seattle jene weiße Gitarre bestaunt, auf der die Rock-Ikone damals in Woodstock gespielt hat.

„In der Fremde“ heißt ein anderes Stück, das Wolff bei Max Kirschners Enkelin in Amerika aufgenommen hat. Er hat es komponiert zur Eröffnung der Ausstellung „Fremd bin ich den Menschen dort“ in der Deutschen Nationalbibliothek, in der Emigrantenschicksale vorgestellt wurden. In Wolffs nächstem Programm und auf seiner nächsten CD wird es das zentrale Stück sein.

Bei der Gedenkveranstaltung zur Pogromnacht von 1938 hat er jetzt in der Paulskirche die Komposition in eindrucksvoller Weise vorgetragen. Wolff hat das Stück auch für Max Kirschner gespielt, der nach jener Pogromnacht die Härte der Verfolgung zu spüren bekommen hatte. Er musste, um sein Leben zu retten, damals in die Fremde ziehen. Wahrscheinlich hat er sich nicht vorstellen können, dass sein Sohn einmal mit einem Frankfurter Arzt und seine Enkelin mit einem Frankfurter Musiker befreundet sein würden.